

Mein Weg

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zweifelt ins Rissen, der Schläge gewärtig, die nun sogleich hageldicht fielen, so daß die Gezüchtigte vor Schmerz gegen ihren Willen aus Leibeskräften um Hilfe rief. Der Vetter Bastian kam an die Tür, klopfte und dörchte, die Base lief ins Freie und schrie da Mord und Totschlag aus. Aber der Rasende schlug drauflos, bis er keine Kraft mehr hatte. Danach trank er in einem wahren Rausch befriedigter Rache seinen Kaffee, ohne sich mehr als mit einem gemeinen Grinsen um das Geschrei drinnen und draußen zu kümmern.

Erst am späten Nachmittag ließ er die wiederum siegreiche Marei zum Kochen hinuntergehen. Er selbst jekte vor Scham und Schande drei volle Tage keinen Fuß über die Schwelle des Hauses. Dagegen hörte er wohl den Dreiklang der Glocken, unter dem die Kantonsrätin zu Grabe getragen wurde. Er versuchte sogar, sich vorzustellen, wie Elisabeth dem Zug der Frauen auch im Leid als höchste Zierde voranschritt, das Antlitz verborgen hinter dem dichten, langen Schleier, die schöne Gestalt ganz von einer milden Trauer umflossen. Dann mochte Heinrich Anderegg sich nicht länger mehr verhehlen, daß er das verächtlichste und und elendeste Geschöpf war, soweit er Menschen kannte. Nur konnte er trotz allem Sinnen nicht begreifen, warum das alles gerade so und nicht anders kommen mußte.

Träg, mit bleierner Schwere rollte ein Gewitter von Osten her. Treustadts Dächer und Türme waren schon düst und grau belagert, zahme Blicke zischelten, schlängelten hin und her am Horizont, und der Donner glich dem Anurren eines schlafenden Hundes. Halb lag der See schon verfinstert da mit jenen feinen Kräuseln, die an weiße Lämmerwölkchen des Himmels gemahnen; die andere Hälfte schillerte noch im fahlen Glanz der Nachmittagssonne.

Marei saß draußen auf der Steintreppe und zog von einem vor ihr liegenden Haufen Rohware scharf äugend einen Abschnitt nach dem andern übers Anie. Wo dann ein Plättchen, ein Hohlraum fehlte, da flog ihre Rechte mit Nadel und farbigem Zwirn emsig hin und wieder. Trotz ihres beschwerlichen Zustandes hielt sie sich vom Morgen früh bis in die Nacht dazu, und ihre Geschicklichkeit war so groß, daß sie ihre halbe Leinwand für eine ganze Stunde berechnen durfte. Diesen Fleiß hatte sie vom Vater geerbt; er brachte ihr einen Taglohn, um den sie jeder Handlanger beneiden konnte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen spähenden Blick hinab auf den schattigen Rain, der das Haus vom Tobelweg trennte. Da lag ihr Heinrich in Hemdsärmeln lächelnd im Grase und las mit aufgestützten Ellbogen. Im Gärtchen spielten Jörgs Kinder, deren eines schon groß genug war, das kleine Bertchen zu hüten. Auch diese behielt Marei im Auge; sie durften sich kaum rühren. Bei jedem Schrei wurde ihnen gleich mit der Rute gedroht, von der die böse Tante Marei weit mehr Gebrauch machte als die leibhaftige Mutter. Diese saß, wenn sie nicht Botendienste tat, zumeist bei den Schwiegereltern im Saal und hatte überhaupt nichts mehr zu sagen. Seit das Aufgebot von Heinrichs Trauung mit Marei erfolgt, an den amtlichen Stellen angeschlagen, sogar von der Kanzel herab verkündigt war, hatte die glückselige Braut unumschränkte Gewalt im elterlichen Hause. Jörgs bedauernswerte Witwe mußte wohl oder weh die beiden Vorderzimmer verlassen. Diese wurden mit einem beträchtlichen Geldeaufwand tapeziert

und mit feinen, hellgebeizten Nußbaummöbeln eingerichtet. Heinrich konnte freilich nicht erfahren, woher das Geld eigentlich stammte. Die Base hatte ihm nur eines Tages kurzweg kundgetan, daß denn ihre Marei nicht mit leeren Händen Hochzeit mache; ihre Aussteuer bestehe in dreitausend wohlgezählten baren Franken, wovon die Hälfte zur Herstellung einer gemütlichen Wohnung dienen möge.

Das war nun geschehen. Das schon sehr weit gediehene Paar bewohnte die drei Borderräume des obern Stocks: eine hübsche Stube, die gemeinsame Kammer und ein „Studierzimmer“, wo Heinrich, dem Kinderlärm entrückt, ungestört arbeiten konnte.

In drei Tagen schon sollte die Hochzeit still, nur nach geselligem Brauch begangen werden. Es war ja auch wirklich mehr als hohe Zeit. Mareis Niederkunft konnte schon in wenigen Wochen eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Weg.

Autobiographische Skizze von Paul Hg.

Ich bin 1875 in Salenstein am Untersee geboren und verlebte die ersten Jahre bei den Großeltern mütterlicherseits, die ein stattliches Bauerngut besaßen. Diesen ein unwillkommener Gast wurde ich doch bald der Trost, die letzte große Freude der frommen alten Leute. O Großmutter, o Großvater!

... Dann fehlte ich bei keinem Sichelsschnitt, Ich thronte hoch auf jedem Erntewagen, Nach allen Märkten schleppten sie mich mit — So lag ein Glanz auf ihren alten Tagen.

Zu Hause hatte ich meinen Stuhl am Fenster, von wo ich auf Schloß Arenenberg, den See, die liebliche Insel Reichenau herniederstaunte und den wolkengleichen Lauf der Dampfschiffe verfolgen konnte. Sehr oft fuhr die Kaiserin Eugenie, die jeweilen jeden Sommer nach Arenenberg kam, an unserem Hause vorüber: dann schoß ich jedesmal wie der Wind die Treppe hinunter, wurde zum Stolz der Alten in die Karosse gehoben, von der ihrem Sohne nachtrauernden kaiserlichen Mutter geherzt und stets mit guten Gaben beschenkt. Welche Fülle heiterer, phantasiereicher Bilder, welch ein Nest voll Glück und Jubel, viel zu schön, als daß es dauern konnte!

Der Großvater verlor sein Hab und Gut, die Großmutter starb mir früh hinweg und entschwand der fassungslosen Kindesseele wie ein Traum. Da der leibliche Vater sich nicht um mich kümmerte, die Mutter Fabrikarbeit tat, fiel ich notgedrungen in fremde Hände, die nicht glimpflich mit mir umgingen. Im neunten Lebensjahr wurde ich Handelsmann. Als wenig beherzter Hausierer, mit einem Korb Spezereien auf dem Rücken und einer Brust voll Heimweh nach dem verlorenen Paradies, stapfte ich mühselig kreuz und quer durchs Appenzellerland. Im ersten Jahr nahm mich die Mutter zu sich in die Hafenstadt Rorschach, später nach St. Gallen, wo ich die Realschule besuchte, die unvergeßlichen Freuden des Kadettenlebens mitmachen durfte. Freilich nicht lange. Meine tapfere Mutter, die mit Ausbietung aller Kräfte durchaus etwas Besonderes aus mir machen wollte, wurde mit mir zusammen von einer Typhus-Epidemie ergriffen, und während ich nach zwei Monaten das Spital gesund verließ, mußte sie noch lange leiden und mich wieder anderen Menschen überlassen. Meine Hoffnung, studieren zu dürfen, erfüllte sich nicht. Dafür begann ein ungesegnetes, wechselreiches Wanderleben. Ich hatte keine Leitung, kein festes Ziel; versuchte es nacheinander als Schlosser-, Koch- und Handelslehrling, ohne je eine ordentliche Lehrzeit durchzuhalten. Mit zwanzig Jahren kam ich als Schreiber zu einem

Güterspekulanten, wo ich die großen Gefahren und sozialen Schäden des Gründertums kennen lernte und im Verkehr mit sogenannten gerissenen Handelsleuten allerlei Menschenkenntnisse erwarb. Damals galt es, sich mit aller Kraft loszureißen



Paul Jlg, Schriftsteller in Zürich.

von den Gedanken an die fast mühelosen Riesengewinne meines Patrons, die auch mir lange den Kopf verwirrten, als könnte es möglich sein, meiner Jugend einen goldenen Boden zu schaffen, um mit vollen Händen in ein besseres Leben zu tauchen. Eine große Gefahr, der ich mit heiler Haut entging, öffnete mir rechtzeitig die Augen.

Ein weiterobernder Geschäftsmann ist an mir kaum verloren gegangen. Schon als Lehrling erregte ich das Mißfallen meiner Vorgesetzten dadurch, daß ich in Taschen und Schubladen Romane und Gedichte verbarg, die ich in jedem unbewachten Augenblick hervorholte. Meine poetischen Erstlinge waren dementsprechend verbotene Früchte, nämlich Spottgedichte auf die Prinzipale, mit denen ich bei Päckern, Laufburschen und Lehrlingmädchen durchschlagenden Erfolg erzielte. Da ich in meiner kaufmännischen Tätigkeit den Kopf doch meistens anderswo hatte, verhalf mir der Direktor einer Weltfirma eines Tages zu dem „eentlichen“ Beruf, indem er, Gegenstand meiner böshaftern Satiren, mich Knall und Fall vor die Tür setzte. Ich wurde hierauf Journalist und (wie man so gern, aber so unzutreffend als möglich sagt) „unabhängiger“ Schriftsteller. Mit andern Worten: ich lebte wieder im Zeichen der sieben magern Rüche. Auch die nachträglichen Bemühungen wohlmeinender Freunde, mir doch noch zu einer akademischen Bildung zu verhelfen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Ich mußte mir den neuen Weg selbst bahnen, und so schlug ich mich kühn und hartnäckig durch die blühende Wildnis des Autodidaktien. Den stärksten geistigen Rückhalt danke ich Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ und darin besonders dem dritten Buch, das mir überhaupt den höchsten Begriff vom Wesen der Kunst vermittelte. Ohne das ernste, für mich recht beschwerliche Studium dieser männlichen Philosophie, wäre ich wohl nie über eine ohnmächtige Verehrung der Meisterwerke hinausgewachsen und vielleicht dauernd im Dilettantismus stecken geblieben. Riebsche und Heine gaben sodann schriftstellerisch den mächtigsten Antrieb, indem sie den Sprachsinn, die Freude am eigenen Wort zur Entfaltung brachten.

Meine ersten Skizzen und Gedichte, vor denen ich mir heute mit Karl Moor zürufen möchte: „Das hast du nicht getan,

Schweizer!“ schickte ich anno 1897 an meinen berühmten Landsmann Conrad Ferdinand Meyer, mit der Bitte mir zu sagen, ob er darin eine dichterische Begabung sehen könne, die Förderung verdiene. Ich wartete Tage, Wochen in ungeheurer Spannung. Die Antwort war „vernichtend“. Ich ertrug diesen bitteren Schmerz nicht leicht, aber von Stund an hätte mich selbst eine „Stimme aus den Wolken“ nicht mehr in dem festen Glauben beirren können, daß mir das Los und die Gabe eines echten Poeten verliehen sei. Ein wohlwollender und einflußreicher Entdecker meines Talentes fand sich dann doch, nämlich in der immer bereiten, teilnahmevollen Person F. B. Widmanns, der so manchem jungen Schweizer Verkünder und Mentor war.

Werke von Paul Jlg.

Autobiographische Romanreihe: 1. „Lebensdrang“, Roman; 2. „Der Vandsörzer“, Roman; 3. „Die Brüder Moor“, Eine Jugendgeschichte; 4. „Das Menschlein Matthias“, Erzählung. Novellen und Gedichte: 1. „Gedichte“, 2. „Was mein einst war“, Erzählungen, 3. „Sonntagsliebe“, Novellen und Gedichte. 4. „Maria Thurnher“, Erzählung.

Dazu kommt der 1916 im Verlag Huber & Cie. in Frauenfeld erschienene Zeitroman „Der starke Mann“, der, wie übrigens auch der Roman „Das Menschlein Matthias“ bereits in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Bettler und König.

Von Cajetan Vinz.

Verzeiht, wenn ich es schreibe; lest es nicht, wenn es euch langweilen könnte. Ich sage es zum voraus: Es ist keine Liebesgeschichte. Es ist nur ein kleines Erlebnis meiner selbst, das ich wohl am besten für mich behielte; aber mir scheint, es sei ein Körnlein Weisheit und ein schönes Maß von Trost darin. Also versucht's einmal, wenn ihr nicht unter allen Umständen eine Liebesgeschichte haben wollt.

Zuerst muß ich euch erzählen, wie es manchmal geschieht, daß ein Student, der doch in der Regel nicht arm ist wie eine Kirchenmaus, gleichwohl ein Bettler sein kann.

Und dann ist es mir vergönnt, euch einen jener goldigen Sonnentage im Winter zu schildern, wie jetzt deren eine ganze glänzende Reihe hinter uns liegt.

Was den Studenten als Bettler anbelangt, darf ich euch ruhig verraten, daß solches ganz leicht möglich ist. Ihr braucht nur anzunehmen, er sei ein unerfahrener, grüner Bursche, der weder zu rechnen noch mit Geld umzugehen versteht. Der rückt mit vielen schönen Banknoten ins Semester und denkt nicht daran, daß sie, wenn auch nicht rund, so doch recht glatt und bald davongewischt sind. Auf einmal ist von der ganzen Herrlichkeit nichts mehr übrig, und der arme Teufel ist allein in einer fremden Stadt und weiß in seiner Unerfahrenheit noch nicht, daß man die Uhr versehen, das corpus juris verkaufen oder bei irgend einem Makler mit Leichtigkeit gegen guten Zins ein paar Taler borgen kann.

Vielleicht auch ist der Student, den ich meine, gar nicht mehr grün, sondern ein alter, gewiegter Knabe, der schon längst daran gewöhnt ist, von seinem spärlichen — nach seiner Ansicht! — Monatsgeld höchstens bis zum fünfzehnten Tage zehren zu können.

Und endlich gibt es noch einen dritten Fall, und den wollen wir, zu meiner Beruhigung, weil ja ich der Student bin, von dem gehandelt wird, annehmen. Denkt euch, daß infolge der schlechten Postverbindung, die gegenwärtig zu jedes anständigen Christenmenschen Leidwesen herrscht, eine Geldsendung aus der Provinz den studierenden Sohn in der Stadt statt am Samstag erst am Montag erreicht. Es liegt ein Sonntag dazwischen und so geschieht es, daß der Unschuldige, Bedauernswerte, armfelige fünfzig Rappen im Beutel trägt, währenddem auf der Hauptpost die an ihn gesandten Banknoten von der anstrengenden Reise gemüthlich und sonntäglich ausruhen.